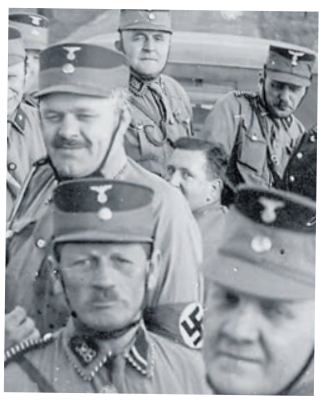
EPPENDORFER

www.eppendorfer.de

Ausgabe 6 / 2026 — Zeitung für Psychiatrie & Soziales — Jahrgang 40 — 6,95 Euro

Blickpunkt

Übertragende Traumata



Mit 37 Jahren erfuhr Andreas Bönte zufällig bei einer Familienfeier von der Nazi-Vergangenheit seines Großvaters: Peter Wiborg (auf dem Foto hinten Mitte) war SA-Führer in Rheine und maßgeblich an der Zerstörung der örtlichen Synagoge in der Pogromnacht 1938 beteiligt. Im Buch „Die Vergangenheit in mir" erzählt Bönte vom Eintauchen in die Welt des Verdrängten und von der Übertragung der Familientraumata auf ihn. **Seite 3**

Menschen

Neustart in Stade



Der sechsfache Mord an Mitarbeitenden aus der Jugendhilfe im Zusammenhang mit einem Sorgerechtsstreit Ende Juni in Stade stieß bundesweit auf Entsetzen. Zu Tode kam dabei auch die Gründerin der Mutter-Kind-Einrichtung STETHU GmbH, Ilka Lindner. Jetzt übernahm ihre 21-jährige Tochter Kiara Lindner (Foto: Stephan), Studentin der Sozialen Arbeit, die Leitung des Unternehmens und führt dieses als Geschäftsführerin mit Unterstützung fort. **Seite 4**

Serie

„Bock auf Dialog?"



Nach Ende unserer Kolumne „Brief aus der Hauptstadt" schlagen wir ein neues Kapitel auf und berichten an dieser Stelle über die trialogische Online-Gesprächsreihe zur anthropologischen Psychiatrie „Bock auf Dialog?" des Professors für Klinische Psychologie und Sozialpsychiatrie Thomas Bock, Mitbegründer der Psychoseseminare. Thema in diesem Semester: „Psychische Gesundheit und kulturelle Vielfalt". Zum Start ging's um „Geglücktes Leben". **Seite 2**

Starker Anstieg von Suiziden bei Frauen

Liegt es an zunehmender Suizidassistenz? Leitlinie gibt Empfehlungen zur Feststellung von Freiverantwortlichkeit

Die Suizidzahlen sind 2025 auf den höchsten Stand seit 1998 angestiegen – besonders bei Frauen. Führt die zunehmende Suizidassistenz zum starken Anstieg der Suizide bei Frauen? fragen das Nationale Suizidpräventionsprogramm für Deutschland (NaSPro) und die Deutsche Akademie für Suizidprävention (DASP). Wie soll künftig besser gewährleistet werden, dass ein Mensch, der sich umbringen will, die Tragweite seiner Entscheidung versteht und nicht unter Druck gesetzt wird – oder unter Einfluss einer psychischen Krise steht? Eine gesetzliche Regelung steht weiter aus. Eine neue Leitlinie gibt jetzt 45 – nicht bindende – Empfehlungen.

BERLIN/KASSEL (hin) Nach einem jahrzehntelangen Rückgang steigen die Suizidzahlen seit 2021 wieder an. 2020 hatte das Bundesverfassungsgericht das Verbot der geschäftsmäßigen Förderung der Selbsttötung aufgehoben. Von 9215 Todesfällen im Jahr 2021 erhöhte sich die Zahl auf 11.334 im Jahr 2025. Das entspricht einer Zunahme um 23 Prozent innerhalb von vier Jahren. Besonders auffällig ist der Anstieg der Todesfälle durch Selbstvergiftung mit Arzneimitteln und anderen Substanzen. „Bei Frauen erhöhte sich deren Zahl allein von 2024 auf 2025 von 1073 auf 1593. Damit entfällt rechnerisch nahezu der gesamte Anstieg der Suizidzahlen bei Frauen auf diese Gruppe von Todesursachen", rechneten NaSPro und DASP in einer gemeinsamen Pressemitteilung vor.

Insbesondere die Suizide im höheren Lebensalter (Fast die Hälfte aller Suizide entfiel 2025 auf Menschen ab 65 Jahren) und die Zahl der assistierten Suizide nehmen weiter zu. Die Beurteilung der Freiverantwortlichkeit soll der neuen Leitlinie zufolge erst nach „mindestens zwei" Beratungs- und Informationsgesprächen im Abstand von „wenigstens vier Wochen" stattfinden. Übernehmen sollen dies eine fachärztliche sowie eine psychiatrische oder psychotherapeutische Fachkraft, die unabhängig sind und mit der späteren Assistenz nichts zu tun haben.

> Freiverantwortlichkeit kann auch ohne Krankheit eingeschränkt sein

Die Freiverantwortlichkeit kann auch ohne psychische Erkrankung eingeschränkt sein, und eine psychische Krankheit schließe eine freiverantwortliche Entscheidung nicht grundsätzlich aus, erläutert die Psychiatrie-Fachgesellschaft DGPPN. Dennoch wird in der Leitlinie verlangt, dass es bei jedem Antrag eine psychische Beurteilung der Freiverantwortlichkeit geben solle. Allein um eine behandelbare psychische Krankheit oder Krise als Grund auszuschließen. In einem Sondervotum wurde indes dafür plädiert, Fachgebiete aus Psychiatrie und Psychotherapie nur hinzuzuziehen, wenn es auch Anhaltspunkte für eine Erkrankung gebe und nicht in jedem Fall. Hierbei wird u.a. in Frage gestellt, ob eine psychische Begutachtung bei einem weiteren Anstieg assistierter Suizide künftig überhaupt immer leistbar sei.

Wie wichtig eine Regelung ist, zeigte eine Studie aus München, die die Süddeutsche Zeitung ins Feld führte* und für die 77 assistierte Suizide untersucht wurden. Nur für 68 Personen lag ein ärztliches Gutachten vor, und in 65 Prozent der Fälle sei dieselbe Person sowohl Gutachter als auch Sterbehilfe-Assistent und Leichenbeschauer gewesen. Fast jede vierte Person hatte Depressionen, „von denen manche vielleicht erfolgreich hätten behandelt werden können", so die Zeitung weiter.

Beurteilt werden soll die Freiverantwortlichkeit laut der neuen Leitlinie anhand von vier Fragen, die aus dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts hervorgehen: Kann die Person die Tragweite ihrer Entscheidung verstehen und abwägen? Kennt sie alle wichtigen Informationen? Trifft sie die Entscheidung ohne Druck von außen? Und ist ihr Entschluss dauerhaft und innerlich gefestigt?

** „Wenn der Patient um den Tod bittet", C. Berndt in der Süddeutschen vom 22. Oktober, Download der Leitlinie unter www.dgppn.de, Analyse der Suizidzahlen für 2025 unter: https://www.naspro.de*



Die „Impro-Macher" Emil und Oskar sowie Martin Brambach als Patienten in der Serie „Friesenjunkies". Foto: ARD Degeto Film/hr/Radio Bremen/Kleine Brüder GmbH/Ostkreuz/Tobias Kruse

Sucht, die süchtig macht

Die „Friesenjunkies" sind los

Die ARD nennt es eine tragikomische Impro-Dramedy über den Alltag, Entzüge und Krisen in der luxuriösen, in die Jahre gekommenen Entzugsklinik auf Sylt. Was ab 6. November in der Mediathek und am 13./14. November nachts im Ersten zu sehen ist, könnte man umgangssprachlich als „durchgeknallt" bezeichnen. Tatsächlich blickt die Serie der 27-jährigen Zwillinge Emil und Oskar Belton („Die Discounter") mit einer besonderen Komik und auch Ehrlichkeit auf Selbsttäuschung, Sehnsucht und menschliche Abgründe. In der fiktiven, luxuriösen Klinik „Isebek" treffen Prominente, Millionäre und ganz normale Menschen aufeinander, und auch die Therapeuten und das Klinikpersonal haben so ihre eigenen Macken. Dank einer Schar namhafter SchauspielerInnen (ein prominentes Unterwäsche-Model in der Hauptrolle nicht zu vergessen) hat es Vergnügungspotential – für Süchtige, Suchthelfer und alle dazwischen und außerhalb. **Seite 9**

Termine & Daten

Der **EPPENDORFER** erscheint zweimonatlich. Die weiteren, voraussichtlichen Erscheinungs-Termine 2026/27:
4. Januar 2027, 2. März 2027, 4. Mai 2027, 6. Juli 2027, 6. September 2027
Anzeigenschluss: jeweils 10 Tage vor dem Erscheinungstermin.
Anzeigenpreise und Mediadaten entnehmen Sie bitte der Homepage (**www.eppendorfer.de**).
Angaben zu Bestellung und Kosten eines **Abonnements** ebenfalls dort sowie auf **Seite 23**

Regionalbudget gerettet

Nordfriesland baut Modell aus

BREKLUM (rd). Noch letztes Jahr stand es auf der Kippe. Jetzt wurde ein neuer Vertrag unter Dach und Fach gebracht: Das Regionale Psychiatriebudget in Nordfriesland wurde nach langen Verhandlungen um 10 Jahre verlängert – und wird sogar ausgebaut. Das Budget hatte 2025 einen Umfang von 18,4 Millionen Euro, ist bundesweit eine Besonderheit und findet bisher nur in 19 Landkreisen Anwendung, fünf davon in Schleswig-Holstein, das Vorreiter in dieser Entwicklung ist, die ihren Ausgang im Kreis Steinburg nahm. Anders als in klassischen Finanzierungssystemen steht für die psychiatrische Versorgung einer Region ein festes Budget zur Verfügung. Dadurch können stationäre, tagesklinische, ambulante und aufsuchende Angebote flexibel miteinander kombiniert werden. Die aufsuchende psychiatrische Versorgung soll jetzt weiter ausgebaut werden: **Seite 2**

AUS DEM INHALT

DEPRESSIONEN
Enttabuisierung mit Wolfgang Grupp **Seite 4**

GEWALT
Wenn Männer Schutz brauchen ist die Scham besonders groß **Seite 6**

POLITIK
Michael Roth über seine Depression und den Politikbetrieb **Seite 7**

FILM
„Tun und lassen" – über eine echte Suchtklinik in Neukölln **Seite 9**

NORDDEUTSCHLAND
Ermittlungen gegen die Brücke Rendsburg-Eckernförde e.V. **Seite 10**

KULTUR
10 Jahre Musik-Festival „Seelenbrand" **Seite 13**

AUFKLÄRUNG
Mit Aura-Analyse an den Geldbeutel **Seite 20**

BÜCHER
Annie Ernaux über die Alzheimer-Erkrankung ihrer Mutter **Seite 21**

„RIMO“ besucht Patienten zuhause

Regionalbudget in Nordfriesland wird ausgebaut

Das Regionale Psychiatriebudget in Nordfriesland wird nicht nur um 10 Jahre verlängert, sondern auch um mehr aufsuchende Hilfen erweitert.

BREKLUM (rd). „Der Vertrag über zehn Jahre schafft für uns vor allem Perspektive und Planungssicherheit. Gleichzeitig ist er ein starkes Signal für die psychiatrische Versorgung in Nordfriesland und die Anerkennung einer Versorgungsform, die sich seit vielen Jahren sehr bewährt hat“, so Torben Jürgensen, Geschäftsführer der DIAKO Nordfriesland.

Das Regionale Psychiatriebudget (RPB) ermöglicht der DIAKO Nordfriesland seit 2009, die Behandlung stärker am individuellen Bedarf der PatientInnen auszurichten. Dadurch können stationäre, tagesklinische, ambulante und aufsuchende Angebote flexibel miteinander kombiniert werden. Für Dr. Güde Nickelsen, Chefärztin der Psychiatrischen Fachklinik in Breklum-Riddorf, liegt genau darin eine der großen Stärken des Budgets: „Psychisch erkrankte Menschen brauchen nicht immer eine stationäre Behandlung. Entscheidend ist, dass sie möglichst frühzeitig und unkompliziert genau die Unterstützung erhalten, die sie in ihrer jeweiligen Situation benötigen. Das Regionale Psychiatriebudget gibt uns die Möglichkeit, Behandlung niedrigschwellig und nah am Lebensumfeld der Menschen anzubieten.“

Im Rahmen des neuen Vertrages wird nun die aufsuchende psychiatrische Versorgung weiter ausgebaut. Mit „RIMO“, dem Riddorfer Modell, unterstützt ein erfahrenes, psychiatrisch qualifiziertes Pflegeteam Patientinnen und Patienten vor und nach einem stationären Aufenthalt auch in ihrem persönlichen Lebensumfeld. Ziel sei es, „durch niedrigschwellige und bedarfsgerechte Unterstützung Krisen frühzeitig aufzufangen, die Stabilität nach einer Entlassung zu fördern und vermeidbare Wiederaufnahmen zu reduzieren“, teilte die DIAKO Nordfriesland gGmbH weiter mit.



Das vierköpfige RIMO-Team: Die Fachpflegekräfte Jörg Thiel, v.l., Michael Rössner, Marion Rausche und Gonne Peikert. Foto: DIAKO

Bock auf Dialog?



Vielfalt ist bunt – so wie hier auf dem Bild der2003 verstorbenen Hamburger Malerin und Straßenkünstlerin Hildegard Wohlgemuth.

Geglücktes Leben im kulturellen Vergleich

Haben Sie „Bock auf Dialog?“ Wir schon! Wo Sie bisher den „Brief aus der Hauptstadt“ lesen konnten, werden wir in den nächsten Ausgaben Zusammenfassungen der Vorlesungsreihe „Psychische Gesundheit und kulturelle Vielfalt“ mit Prof. Dr. Thomas Bock veröffentlichen. Los ging es am 12. Oktober im Hamburger Uni-Hauptgebäude mit der Präsenzveranstaltung „Wofür leben wir? ‚Geglücktes Leben‘ im kulturellen Bereich“. Weitere fünf Dialoge werden als Lecture2Go-Videoaufzeichnungen veröffentlicht.

Rassismus war das beherrschende Thema des Abends. Die eingeladenen Gäste Canan Baskin (Asklepios Klinik Harburg), Dr. Gina Sissoko (Yale-Universität New York) und Francesca Russo (Migrationsbeirat Leipzig) haben ihn alle aufgrund ihres Migrationshintergrundes erlebt. „Ich konnte nicht psychisch gesund in Hamburg leben, die Rassismus-Erfahrungen machten mich krank“, berichtete Gina Sissoko, die im Hamburger Süden aufwuchs und sich nun in New York wohler fühlt. „Mein Schwarzsein ist hier ein Plus.“ Russo erlebte Diskriminierungserfahrungen aufgrund ihres Namens und zieht Parallelen: „Der Blick von Westdeutschen auf Ostdeutsche erinnert mich an das Verhältnis von Nord- und Süditalienern.“

Wie können Migranten dennoch ein glückliches Leben leben? Canan Baskin, die als Psychotherapeutin und Leitende Psychologin am Asklepios Klinikum Harburg arbeitet, sprach für sich: „Das Verfolgen können, was mich antreibt, meine Familie in Sicherheit wissen – und zur Familie gehören auch Nachbarn.“ Es zähle die Gemeinschaft, sie selber könne es nicht verstehen, dass psychisch Kranke, die auch Nähe zur Familie wollten, pathologisiert würden. „Es gibt noch mehr als das Autonome.“

Gina Sissoko strich die Bedeutung der Zugehörigkeit zur Community heraus. „Dort fängt Heilung an, reguliert sich das Nervensystem. Mikroaggressionen haben eine Auswirkung auf die psychische und körperliche Gesundheit.“ Eine Frau im Publikum mit afrikanischem Migrationshintergrund ergänzte, in der Community habe der Schmerz über den alltäglichen Rassismus überbrückt werden können. „Wir haben wöchentliche Treffen in der Community, und jeder geht danach glücklicher nach Hause. Wir reden und wir lachen, in dieser Zeit sind wir freier.“ Ein weiterer Zuhörer fasste es so zusammen: „Menschen brauchen Verbundenheit, um Glück zu erfahren.“

Francesca Russo sprach für ein glückliches Leben in der Migration den Aspekt der Entfaltung an: „Es muss sich lohnen.“ Zugleich wies sie bei aller Wichtigkeit der Community auf Probleme hin: „Es gibt die Gefahr der Selbstausgrenzung. Jede und jeder kann auch Werte außerhalb der Community finden.“

Die Generationenfrage spielt eine nicht unerhebliche Rolle bei der Suche nach dem Glück. „Bei der ersten Generation war Glück keine Frage, da ging es nur ums Überleben“, so Nina Sissoko. Die zweite Generation kämpfe nun mehr für ihre Rechte. Sie sei dort aufgewachsen, wo sie anders gesehen werde, habe aber auch in der Heimat der Eltern und Großeltern keine Zugehörigkeit. „Es ist aber auch ein Plus, sich in mehreren Kulturen zu Hause zu fühlen und sie zu verstehen.“

> Community kann zur Heilung führen – aber auch zur Gefahr der Selbstausgrenzung

Vielfalt positiv zu besetzen sei ein Beitrag gegen die AfD, schloss Canan Baskin: „Der eigene Wert ist unabhängig davon, wie andere einen sehen. Jeder Mensch ist wertvoll. Wenn man sich dies klarmacht, kann einem auch die AfD nichts tun.“

Michael Freitag

Die aktuelle Vorlesung kann unter diesem Link nachgehört werden: https://lecture2go.uni-hamburg.de/l2go/-/get/v/ 73834

In der nächsten Folge geht es um: „Transkulturelles Verständnis psychischer Krisen – Bedeutung von Sprache“ (27.11.)

Meldungen

Protest gegen Reform beim Nachrichtendienst

BERLIN (epd/rd). Fachverbände protestierten gegen drohende Eingriffe in das Patientengeheimnis: Mit der geplanten Reform des Nachrichtendienstrechts plant die Bundesregierung eine Erweiterung der Befugnisse der Dienste dergestalt, dass nur noch Geistliche, RechtsanwältInnen und Abgeordnete absoluten Schutz vor Überwachungs- und Auskunftsmaßnahmen genießen. Angehörige approbierter Heilberufe sollen als Geheimnisträger nur noch relativen Schutz erhalten. Das bedeutet, dass im Einzelfall das Vertraulichkeitsinteresse gegen Sicherheitsinteressen abgewogen und der Zugriff (z.B. Durchsuchungen von Praxen und elektronischen Dokumenten) erlaubt werden kann.

Initiative für Drogen-Weitergabe

HAMBURG (rd). Hamburg hat eine Bundesratsinitiative gestartet, wonach es den Bundesländern erlaubt werden soll, Konsumierenden die Weitergabe geringer Mengen Drogen in Konsumräumen zu erlauben. Der Handel soll verboten bleiben. Hintergrund: Gerade beim häufig gemeinschaftlichen Crackkonsum könne dies dazu führen, dass Menschen die Einrichtung verlassen und im öffentlichen Raum konsumieren, was diesen belaste. Die Initiative wird von Bremen unterstützt und befindet sich jetzt im parlamentarischen Beratungsverfahren.

Psychotherapie: Einschnitte abgemildert

BERLIN (rd). Die im GKV-Beitragssatzstabilisierungsgesetz vorgesehenen Einschnitte bei der ambulanten psychotherapeutischen Versorgung werden abgemildert. Nach anhaltender Kritik von Fachverbänden hat der Bundestag im Oktober auf Basis eines Entschließungsantrags Nachbesserungen beschlossen. Demnach bleiben Behandlungen für bestimmte Gruppen von den neuen Budgetobergrenzen ausgenommen: Therapien für Kinder und Jugendliche und schwer psychisch Erkrankte und Akutbehandlungen werden weiter extrabudgetär vergütet. Zudem gilt ein Bestandsschutz für laufende Therapien. Die geänderten Bestimmungen treten zusammen mit den neuen Vergütungsstrukturen am 1. Januar 2027 in Kraft.

Notfallreform: Bessere Hilfe bei Krisen

BERLIN (rd). Der Deutsche Bundestag hat eine umfassende Reform der Rettungsdienste und Notaufnahmen verabschiedet. Durch ein neues, vernetztes Gesundheitsleitsystem werden die Notrufnummern 112 und 116 117 digital gekoppelt. AnruferInnen mit psychischen Krisen sollen so direkt an Sozialpsychiatrische Dienste oder lokale Krisendienste weitergeleitet werden.

Die Neuregelungen der Notfallreform sollen schrittweise ab dem 1. Januar 2027 in Kraft treten. Für Notfallzentren ohne eigene fachärztliche psychiatrische oder psychotherapeutische Fachabteilung müssen für eine Ersteinschätzung telemedizinische Konsile vorgehalten werden.

Aus für das Arznei-Telegramm

BERLIN (rd). Nach mehr als 50 Jahren wird das unabhängige, werbefreie „Arznei-Telegramm“ zum Jahresende eingestellt. Der 77-jährige Redaktionsleiter Wolfgang Becker-Brüser begründet das Aus im Interview mit der Süddeutschen Zeitung vor allem damit, dass sich kein Nachfolger für die pharmaunabhängige Arbeit gefunden habe. Zwar habe sich im Sektor über die Jahrzehnte vieles verbessert – etwa die Pflicht zur Registrierung aller Studien –, doch die Pharmaindustrie stelle weiterhin primär den Umsatz über den realistischen Nutzen, kritisierte er. Auch heute würden Risiken mitunter versteckt, indem positive Ergebnisse mehrfach in Top-Journalen, negative dagegen in kaum gelesenen Fachblättern platziert würden.

IMPRESSUM

EPPENDORFER
Zeitung für Psychiatrie & Soziales
www.eppendorfer.de
Jahrgang 40 C 42725
Verlagsanschrift:
AMEOS Nord, Regionalzentrale
Wiesenhof, 23730 Neustadt in Holstein
info@eppendorfer.de
Herausgeber:
Michael Dieckmann
AMEOS Gruppe (V.i.S.d.P.)
c/o AMEOS Spitalgesellschaft mbH,
06112 Halle
www.ameos.eu
Abonnement & Anzeigen
Erken Schröder
aboservice@eppendorfer.de und
erken.schroeder@ameos.ch
Tel.: +49 176 300 55 139
Redaktionsleitung, Layout und Satz:
Anke Hinrichs (hin)
Redaktionsbüro NORDWORT
Große Brunnenstr. 137, 22763 Hamburg,
Tel.: 040 / 41358524,
E-Mail: mail@ankehinrichs.de,
Mitarbeiter dieser Ausgabe:
Rolf Brüggemann, Turhan Demirel,
Martina de Ridder, Sönke Dwenger,
Michael Freitag (frg), Esther Geißlinger (est),
Christiane Harthun-Kollbaum, Dr. Verena
Liebers, Petra Perleberg, Klaus Radetzki,
Nadine Schuster, (rd) = Redaktion,
Agentur: epd
Druck:
Boyens Medienholding GmbH & Co. Kg.
Es gilt die Anzeigenpreisliste 2025.
Der Eppendorfer erscheint zweimonatlich
und kostet jährlich 39,50 Euro
(Sozialtarif: 25 Euro).

* Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Gewähr übernommen.
* Alle Geschlechter sind gleichberechtigt –aber Texte müssen auch gut lesbar sein. Wegen der besseren Lesbarkeit hat sich die Redaktion entschieden, überwiegend auf die zusätzliche Nutzung diverser Schreibformen bzw. auf eine Festlegung zu verzichten. Den einzelnen Mitarbeitenden steht diese Entscheidung aber frei.

„Die Vergangenheit in mir“

Wie Autor Andreas Bönte mit einer generalisierten Angststörung kämpfte und was diese Erkrankung mit einer verschwiegenen Familiengeschichte zu tun hat

Mit 37 Jahren erfuhr Andreas Bönte zufällig bei einer Familienfeier von der Nazi-Vergangenheit seines Großvaters: Peter Wiborg war SA-Oberstürmführer in Rheine und maßgeblich an der Zerstörung der örtlichen Synagoge und den Plünderungen während der Reichspogromnacht am 9. November 1938 beteiligt. 1944 beging er Suizid. Für Bönte, der sich gerade wegen einer generalisierten Angststörung einer dreimonatigen stationären psychosomatischen Behandlung unterzog, war dies ein Schock. In seinem Buch „Die Vergangenheit in mir“ erzählt er von seiner anschließenden Recherche und dem Eintauchen in die Welt des Verdrängten und Verstörenden. Und der Übertragung der Familientraumata auf ihn.



Peter Wiborg (hinten in der Mitte) im Kreise seiner „SA-Kameraden“. Der SA-Obersturmführer war ein „schlimmer Antisemit“, wie Andreas Böntes Mutter Dorothea erst kurz vor ihrem Tod bestätigte. „Wenn er zum Friseur ging und auf einem der Wartestühle saß ein Jude, dann machte er kehrt und ging zu einem anderen Friseur.“ Foto: Privatarchiv A. Bönte

Im Winter 1994 beginnt für Andreas Bönte die schlimmste Zeit seines Lebens: Der Journalist, Leiter der Innenpolitik des Bayerischen Rundfunks und auch als Korrespondent in Israel tätig, erkrankt an einer – später diagnostizierten – Angststörung. Sie taucht plötzlich auf und verstärkt sich immer mehr. Nachts kann er nicht schlafen, dreht seine Runden und prüft immer wieder Gefahrenherde: Sind alle Türen und Fenster abgeschlossen, alle Herdplatten wirklich ausgestellt? „In meiner Seele tobte ein heftiger Krieg, der all meine Gedanken nach innen richten ließ und die Interaktionen mit der Umwelt nach und nach kappte und unendlich viel Energie verbrauchte.“ Er hat das Gefühl, in die Tiefe gezogen zu werden – jeden Tag mehr und immer schneller. Im Frühjahr 1994 schlagen die ersten Panikattacken ein. Schnell entwickelt sich eine Angst vor der Angst, die zunehmend seinen Alltag bestimmt und ihn schließlich dazu bewegt, sich in der psychiatrischen Notaufnahme in München vorzustellen. Dort bekommt er die Diagnose Angsterkrankung und das starke Beruhigungsmittel Tavor. Zunächst geht es ihm wieder besser.

Doch dann verschlechtert sich sein Zustand wieder. Eine Verhaltenstherapie, bei der er mit angstmachenden Situationen konfrontiert wird, schlägt nicht an – seine Ängste werden eher stärker als schwächer. Anfang Oktober unterläuft ihm bei einer Moderation ein inhaltlicher Fehler, weil er sich nicht mehr konzentrieren kann. Der Psychiater, den er am nächsten Morgen aufsucht, eröffnet ihm nun, dass er nur noch stationär behandelt werden könne: Er braucht jetzt einen Tavor-Entzug, weil sich die Wirkung des Medikaments bei ihm umgedreht habe. Bönte bekommt einen Behandlungsplatz in der psychosomatischen Abteilung des Klinikums Harlaching.

Drei Monate wird Böntes Klinikzeit dauern. Bei der tiefenpsychologischen Therapie kommen im Gespräch mit der Therapeutin Themen hoch, die er lange verdrängt hatte. „Plötzlich hatte ich Bilder aus meiner Kindheit und Jugend vor Augen, die mir große Schmerzen bereiteten.“ Bei Bönte kommt etwas in Bewegung. „Ein Knackpunkt war die schmerzhafte Erkenntnis, dass ich als Kind kaum körperliche Zuneigung von meinen Eltern erfahren hatte. Es ist bitter zu erkennen, dass mir deshalb Nähebeziehungen in meinem späteren Leben schwerfielen.“ Ihm wird bewusst, dass er sich bei den Angstattacken ähnlich verhält wie seine Mutter, die immer wieder hypochondrische Krisen durchlebt. Ein weiterer Befund ist Affektverflachung. „Ich hatte das Gefühl, dass ich nur ungenügend Emotionen zeigen und bei anderen wahrnehmen konnte.“ Als Kind durfte er nicht weinen, nicht wütend sein oder auch nur mal lautstark durchdrehen. Seine Mutter konnte damit nicht umgehen, und sein Vater wollte einen mutigen, sportlichen Jungen. Andreas Bönte ist nicht in der Lage, Meinungsverschiedenheiten mit seinen Eltern auszutragen, unterdrückt Ärger und Wut. In der Konzentrativen Bewegungstherapie (KBT) lernt Bönte, Gefühle wieder zuzulassen und sie im Beisein anderer auch zu zeigen. Von seinen Eltern kann er sich emotional befreien.

> Als Kind durfte er nicht weinen, nicht wütend sein oder nur mal durchdrehen

Nach zwei Monaten in der Klinik darf Bönte die Wochenenden daheim verbringen. Er kann inzwischen besser mit seinen Ängsten umgehen. Um die Jahreswende 1996/97 nimmt er an einem Familienessen teil. Neben ihm sitzt der Bruder seiner Mutter, der vom Krankenhausaufenthalt weiß und auf einmal unvermittelt sagt: „Du weißt schon, dass deine Mutter eine solche Therapie nie machen würde, denn dann müsste sie über den Selbstmord unseres Vaters sprechen.“ Bönte bleibt die Spucke weg, fragt nach, erfährt, dass sein Großvater bei der SA war. Mehr erzählt sein Onkel nicht, der selber überrascht zu sein scheint, dass seine Schwester nie mit ihrem Sohn über den Suizid ihres Vaters gesprochen hat. Bönte ist zutiefst geschockt von der Sprachlosigkeit in seiner Familie, steht in der Klinik wieder vor einer Panikattacke. Zu diesem Zeitpunkt weiß Bönte noch nicht, dass seine Mutter ihren Vater als 17-Jährige im Keller des Hauses erschossen auffand – Ursache ihres Traumas.

Nach drei Monaten wird Andreas Bönte aus der Klinik entlassen. „Es waren die schmerzhaftesten, lehrreichsten und spannendsten meines Lebens.“ Auch wenn es ihm wieder besser geht, kann er es immer noch nicht gänzlich nachvollziehen, warum es in seinem Leben zu einem solchen psychischen Zusammenbruch gekommen war. „Erst durch die Beschäftigung mit den Folgen einer transgenerationalen Traumaübertragung viele Jahre später erhielt ich eine überzeugende Erklärung. Durch die Traumaübertragung hatte ich ein überaktiviertes Stresssystem vor allem von meiner Mutter geerbt, das sich janusköpfig auswirkte.“ Zusätzliche negative Stressereignisse oder Belastungsphasen könnten dann „das Fass zum Überlaufen bringen“. Das erhöhte Stresslevel musste er mit einer Angststörung bezahlen.

Anfang 1998 will Andreas Bönte doch mehr über seinen Großvater wissen und bittet einen Historiker, bei der Stadt Rheine Informationen zusammenzutragen. Er erfährt, dass Peter Wiborg mehr als nur ein normales SA-Mitglied war sondern als einer der führenden Köpfe der SA an der Zerstörung der örtlichen Synagoge in der Pogromnacht 1938 beteiligt war. Seine Mutter schweigt weiter und macht keinen Versuch, mit ihm über die Vergangenheit zu sprechen – bis auf eine Ausnahme (siehe Bildunterschrift). Drei Monate nach seiner Mutter stirbt auch Böntes Onkel Peter. Beim Ausräumen von dessen Wohnung entdeckt er zwei große Kisten aus dem Nachlass seines Großvaters mit Fotos, Dokumenten, Gegenständen: „Ich sah das ‚normale’ Leben in der NS-Zeit.“ Sein Jagdfieber ist jetzt geweckt: „Ich musste die Geschichten hinter den Fotos und Dokumenten kennenlernen.“

> Seine Mutter macht keinen Versuch, über die Vergangenheit zu sprechen

Am Ende der schmerzhaften Recherche hat Andreas Bönte ein Gefühl von Zugehörigkeit und sich seinen Eltern wieder angenähert. „Ich bekam Wurzeln, die mir so lange gefehlt hatten.“ Und er spürt, was der Nazi-Großvater „mit seiner Blutstreue zu Hitler“ seinen beiden Kindern angetan hat. **Michael Freitag**



Journalist und Politikwissenschaftler Andreas Bönte war 40 Jahre lang für den Bayerischen Rundfunk und die ARD tätig, u.a. als Korrespondent. Foto: Herder Verlag

Andreas Bönte: „Die Vergangenheit in mir. Meine Familie und die Schatten des Nationalsozialismus“, Theiss in der Verlag Herder GmbH, 1. Auflage 2026, gebunden, 352 Seiten, 25 Euro, ISBN: 978-3-534-61153-9.

Nazi-Verbrechen in Rheine

In seinem Buch „Die Vergangenheit in mir“ erzählt Andreas Bönte die Geschichte der Juden in Rheine – von den immer stärkeren antisemitischen Anfeindungen über die Entrechtung und Verfolgung bis zur Vernichtung. Am 8. November 1938 wurden auch in Rheine Wohnungen und Geschäfte von Juden geplündert, viele Frauen und Männer misshandelt. Am Niederbrennen der Synagoge war Böntes Großvater Peter Wiborg als SA-Führer maßgeblich beteiligt. Bönte wirft zudem einen Blick auf die brutalen Erziehungsmethoden im NS-Staat, auf die Verführung und Verhetzung der Kinder – seine Mutter Dorothea machte, kein Wunder in der Nazi-Familie, im Bund Deutscher Mädel (BDM) Karriere und wurde Jungmädel-Führerin. Die Kinder und Jugendlichen, dass macht Bönte deutlich, wurden vom Regime erbarmungslos missbraucht und verheizt. Sein Vater erlebte als blutjunger Soldat die Schrecken an der Front – auch er war zeitlebens gezeichnet.

Andreas Bönte, der sich schon vor der Entdeckung seiner Familiengeschichte mit dem Holocaust und der Aufarbeitung der deutschen Vergangenheit beschäftigte, schlägt aber auch einen Bogen in die Gegenwart: Der Antisemitismus hat wieder Konjunktur, ein Gewöhnungseffekt eingesetzt. Überlebt die Demokratie? Haben Juden noch eine Zukunft in Deutschland?



Peter Wiborg in der Uniform der SA. Foto: Privatarchiv A. Bönte